Gossner Mission

Information

1 2008

Indien:
Gewalt gegen Christen
Seite 4

Sambia:
Vorschulen fast fertig
Seite 12

Deutschland:
150. Todestag Johannes E. Goßners
Seite 22

Indien

4 Gewalt gegen Christen: Schwarze Weihnachten

6 Mit Musik geht ´s besser

Nepal

9 »Ist doch bloß ein Mädchen!«

10 Wahltermin auf April festgelegt

Sambia

12 Kinder freuen sich auf ihre neue Schule

14 Vorschulen: Eine Familiengeschichte aus Naluyanda

16 Ibex Hill: Grüne Oase

Deutschland

22 2008: Ein Jahr der Mission

24 Die Armen nicht übersehen

26 Klimkeit: Grundstein für Amgaon gelegt

Jahresthema

28 Würde, was ist das?

Rubriken

2 Editorial

3 Andacht

7 Was macht eigentlich ...?

19 Ideen & Aktionen

30 Kurznachrichten

31 Impressum

32 Projekt

Titelbild: Brenda Mandona ist Haushälterin auf dem Gossner-Anwesen in Lusaka. Mehr: Seite 16

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

2008 wird das »Wichern-Jahr« gefeiert. Wir feiern gerne mit, aber wir laden Sie ein, gemeinsam mit uns das »Gossner-Jahr« zu feiern. Denn wir gedenken 2008 des 150. Todestages unseres Missionsgründers. Für Johannes E. Gossner waren innere und äußere Mission »Zwillingsschwestern«; sie gehörten unverrückbar zusammen. Das ist auch heute aktuell. (Seite 22).

Die Ereignisse in Übersee geben Anlass zur Sorge. Sambia wird zurzeit von einer besonders heftigen Regenzeit erschüttert. Straßen und Brücken wurden fortgespült, Dörfer sind von der Außenwelt abgeschnitten, Ernten wurden vernichtet. Nun herrscht Angst, dass nach der Flut der Hunger kommen wird. Einen Lichtblick in diesen Sorgenzeiten gibt es für die Menschen in unserem Projektgebiet Naluyanda: Hier sind die drei geplanten Schulgebäude fast fertig gestellt – dank der kräftigen Unterstützung vieler Spenderinnen und Spender (Seite 12). Dafür sagen wir Ihnen Danke!

Im indischen Bundesstaat Orissa gab es zur Weihnachtszeit brutale Übergriffe gegen Christen. Zwar waren dieses Mal keine Gossner-Christen betroffen, doch fürchten diese eine allgemeine Zunahme der Gewalt im Land (Seite 4).

Hoffnungsvoll dagegen sind die Entwicklungen in Nepal: Nach schwierigen Verhandlungen haben beide Seiten eingelenkt: So gibt es nun endlich einen Termin für die Wahlen – und die Übereinkunft, die Monarchie in Nepal ganz abzuschaffen. Ob das Land dann zu echtem Frieden zurückfindet? Wir wollen die weitere Entwicklung beobachten und die Schwestern und Brüder in Nepal mit unserem Gebet begleiten.

Mit herzlichen Grüßen aus Berlin,

Ihre Jutta Klimmt

Spenden bis 31.12.2007:	283.432,12 EUR
Spendenansatz für 2007:	300.000,00 EUR

»Jesus Christus spricht: Ich lebe und ihr sollt auch leben.« (Joh. 14,19)

Haben Sie es auch gelesen? Gegen Ende des Jahres wird gerne Bilanz gezogen, und die Medien bringen Statistiken und Umfrageergebnisse unters Volk, die uns sagen, was vom vergangenen Jahr zu halten war. Die Deutschen, so konnten wir wieder einmal erfahren, sehen die Welt skeptischer als alle anderen.

Tief sitzende Ängste sind bei uns erheblich verbreiteter als in Ländern, deren Lebensstandard deutlich hinter unserem zurückbleibt. Während die durchschnittliche Lebenserwartung der Deutschen in den letzten Jahrzehnten kontinuierlich gestiegen ist, hat parallel dazu die Angst vor Verlusten – des Arbeitsplatzes, der Gesundheit, des Lebens – deutlich zugenommen. Es scheint auf den ersten Blick kurios, aber in den Teilen der Welt, in denen die Gossner Mission sich engagiert – Asien (Indien und Nepal) und Afrika (Sambia) – gehen die Menschen optimistischer ihren Alltag an, obwohl Hunger und Krankheiten (z. B. Aids) sie beständig bedrohen. Offensichtlich lassen sich Lebensstandard und Lebensangst nicht in einen direkten Zusammenhang bringen.

Die Jahreslosung für 2008 aus dem Johannesevangelium will uns Mut machen, die kommenden Monate zuversichtlich und engagiert anzugehen. Den Jüngern Jesu – und damit uns allen – gilt dieser Zuspruch: »Ich lebe und ihr sollt auch leben.« Christen wissen um die Begrenztheit und Endlichkeit des Lebens, und zugleich teilen sie die Hoffnung, dass Gottes Liebe uns auch über die Grenzen des Todes hinaus trägt und erhält.

Den gelegentlich gehörten Vorwurf, wir würden uns von solchen Sätzen aufs unbestimmte Jenseits vertrösten lassen und die Welt mit ihren gesellschaftlichen Herausforderungen aus dem Blick verlieren, können wir in diesem Zusammenhang selbstbewusst zurückweisen. Immer schon haben Christen in ihren Gemeinden und Gemeinschaften das Leben in seiner Gesamtheit gemeint, wenn sie die frohe Botschaft vom Sieg des Lebens über den Tod (Jesus Christus hat dem Tode die Macht genommen und das Leben und ein unvergängliches Wesen ans Licht gebracht. 2. Tim. 1,10) in die Welt getragen haben. Immer schon galt ihre besondere Sorge denjenigen, denen ihr Anteil an den Gütern dieser Welt vorenthalten wird oder die der besonderen Pflege bedürfen.

Übrigens ist es kein Zufall, dass wir auch in der Jahreslosung wieder im Plural (»ihr«) angeredet werden. In unserer Zeit denken wir meist vom Einzelnen, vom Individuum her. Wie finde ich eine Perspektive, was hält das Leben für mich bereit, was bringe ich in meinen Besitz? Aber schon im Vaterunser, dem Gebet, das Christus uns gelehrt hat, gibt es die Wörter »ich, mein und mir« nicht, sondern nur »unser, uns, wir«. Wo Christen um etwas bitten, ist der gerechte Anteil für die anderen immer schon mit eingeschlossen. »Unser tägliches Brot gib uns heute« beten wir und machen damit deutlich, dass es um das Leben aller geht, denen Gottes Liebe gilt. Weil er uns liebt, deshalb gehören für uns Gottes- und Menschenliebe zusammen, deshalb teilen wir unser Leben mit anderen, materiell und spirituell.

Weil wir uns gehalten wissen, können wir den Herausforderungen unseres Lebens nicht immer frei von Ängsten, aber doch getrost begegnen. Deshalb brauchen wir uns nicht furchtsam zu klammern an Werte, die nur schwachen Halt geben, und brauchen uns nicht besorgt zu verbarrikadieren vor den Schrecken dieser Welt. Wer die Worte der Jahreslosung hören und zustimmend aufnehmen kann, dem weiten sich Herz und Blick. Und dankbar kann er sich seinen Mitmenschen hier und anderswo zuwenden und ihnen zurufen: »Jesus Christus spricht: Ich lebe und ihr sollt auch leben.«

Harald Lehmann, Vorsitzender der Gossner Mission

Schwarze Weihnachten

Kirchen und Häuser angezündet: Christen mussten fliehen

Weihnachten, weltweit als Fest des Friedens gefeiert, ist in manchen Gegenden Indiens mit Angst und Schrecken verbunden. So auch im Distrikt Kandhamal in Orissa, wo zu Weihnachten fanatisierte Hindus und nichtchristliche Adivasi Dutzende von Kirchen und Häusern anzündeten und Tausende von Christen in die Wälder vertrieben. Gar drei Todesopfer waren zu beklagen. Gossner-Christen waren nicht betroffen.

Der indische Bundesstaat Orissa hat neben Gujarat eine traurige Berühmtheit erlangt. Es gab immer wieder Ausschreitungen gegen Christen. In Gemeinden der Gossner Kirche wurden vor einigen Jahren gewaltsam Hindu-Gottheiten aufgestellt und die Christen bedroht und mit Gewalt gezwungen, sich vor den Gottheiten zu verneigen und ihnen zu opfern; Kirchen wurden angezündet. Deutsche Besuchergruppen wurden ferngehalten, weil ihre Sicherheit nicht zu gewährleisten war. Am 22. Januar 1999 wurde der australische Missionar Graham Staines mit zweien seiner Kinder vom fanatisierten Hindu-Mob in einem Jeep eingeschlossen und verbrannt.

In den letzten Jahren hatte sich die Situation äußerlich etwas beruhigt. Die inneren Spannungen aber blieben. Als nun Ende Dezember der hinduistische Politiker Swami Laxmanand Saraswati angegriffen und verletzt wurde – von Christen, wie behauptet wurde – riefen die Hindus am 24. Dezember einen zweitägigen Generalstreik in der Region aus. Die Zufahrtswege wurden durch gefällte Bäume versperrt, die das Eingreifen der Polizei verhindern sollten. An Heiligabend gab es dann massive Auseinandersetzungen; viele Christen wurden verprügelt und am Gang zum Gottesdienst gehindert. Hunderte flohen vor dem aufgebrachten Mob in den Dschungel. In den nächsten Tagen wurden mehr als 20 Kirchen angezündet und zerstört; zahlreiche Häuser wurden niedergebrannt. Die Polizei sah meist tatenlos zu, weil die Polizisten und die Verwaltung

Swami Laxmanand Saraswati.

mit den Verfolgern sympathisierten. Wie schon bei früheren Anlässen trat auch die Staatsregierung von Orissa nicht entschieden auf, da die hinduistische Partei BJP eine der beiden Koalitionsparteien ist, die seit Jahren gegen Bekehrungen zum Christentum wettert. Erst als Proteste aus Delhi und dem Ausland erfolgten, kümmerte sich der Ministerpräsident Orissas nach vier (!) Tagen um den Fall. Nach einem Besuch in der Region erklärte er, dass die Situation weitgehend normalisiert sei.

Zur gleichen Zeit gab es weitere Ausschreitungen; Polizeiposten wurden angegriffen. Bei Schießereien kamen nach Presseberichten drei Menschen ums Leben. In den ersten Januartagen wurden Notaufnahmelager eingerichtet für rund 1500 geflohene Christen, deren Häuser verbrannt waren. Noch nach einer Woche hielten sich viele im Dschungel versteckt und wagten sich nicht in ihre Dörfer zurück. Betroffen waren vor allem die Katholiken und Baptisten. Die katholischen Bischöfe protestierten und verlangten eine Untersuchungskommission. Andere kirchliche Organisationen erhoben ebenfalls ihre Stimme. Auch die Zentralregierung in Delhi wurde aktiv. Bis zum 6. Januar gestattete die Regierung von Orissa aber weder einer Delegation aus Delhi noch Vertretern von Menschenrechtsorganisationen den Besuch des Distrikts mit dem Hinweis, dass dadurch die Unruhen neu aufflammen würden.

Mittlerweile gibt es Berichte von unabhängigen Journalisten, die davon sprechen, dass der Angriff auf Saraswati, der Auslöser des Generalstreiks, möglicherweise von den Hindus inszeniert war.

Es bleibt abzuwarten, wie die Regierung in Orissa aus diesem Dilemma wieder herauskommt. Natürlich wurden unter dem Druck der Öffentlichkeit Kompensationen für die Familien der Todesopfer, für die zerstörten Kirchen und die verbrannten Häuser angekündigt. Ob und wie bald diese die Betroffenen tatsächlich erreichen, wird sich zeigen. Sicher wird das Militär noch mindestens sechs Monate bleiben müssen, um neue Ausschreitungen zu verhindern. Die Christen in Orissa sind aber verunsichert und trauen sich vorerst kaum in die Öffentlichkeit.

Es scheint, dass die Hindu-Seite so lange keine Ruhe geben wird, bis in ganz Indien – entgegen der indischen Verfassung, die allen Religionen Freiheit garantiert – durch »Anti-Conversion-Laws« die Bekehrungen zum Christentum noch weiter eingeschränkt werden. Zum Glück ist die jetzige Zentralregierung unter der Führung der Kongress-Partei dazu nicht bereit. Aber wegen der knappen Mehrheitsverhältnisse ist sie wiederum sehr zurückhaltend in allem, was die fanatischen Hindus verärgern könnte. Auch die liberale Presse, die immerhin die Fakten gut berichtet hat, bringt sehr viel Verständnis für die Ausschreitungen auf.

Es ist wichtig, so betonen Experten, auch durch Reaktionen aus dem Ausland der Regierung in Orissa klar zu machen, dass solche Ereignisse nicht als »normale« Unruhen in einem abgelegenen Teil des Staates abgetan werden können. Hier steht das Ansehen der indischen Demokratie auf dem Spiel, wenn mit der stillschweigenden Duldung durch die Behörden Minderheiten verfolgt werden.

Links: Christinnen in Orissa protestieren gegen die Tatenlosigkeit der Regierung. Rechts: Fanatische Hindus zeigen sich offen gewaltbereit.

Dieter Hecker,
Indien-Experte
der Gossner Mission

Gewalt gegen Christen nimmt zu

Vor einer weiteren Zunahme der Gewalt gegen Christen in Indien warnt auch die Gesellschaft für bedrohte Völker. Nach deren Angaben wurden 2007 mit mehr als 1000 Übergriffen mehr Gewaltakte als in jedem anderen Jahr seit der Staatsgründung vor 60 Jahren registriert.

In Orissa wurden zu Weihnachten mindestens 730 Häuser und 95 Kirchen niedergebrannt. »Am meisten leiden unter der Gewalt die Adivasi-Ureinwohner«, erklärt die Gesellschaft für bedrohte Völker. Die ohnehin aufgrund ihrer ethnischen Abstammung oft diskriminierten und marginalisierten Ureinwohner würden nun auch wegen ihres Glaubens verfolgt.

Adivasi stellen nicht nur viele Christen in Orissa, sondern auch ein Viertel der 37 Millionen Bewohner des Bundesstaates. »Seit 1996 nimmt der Druck fanatischer Hindu-Organisationen auf christliche Adivasi nicht nur in Orissa, sondern auch in anderen Bundesstaaten immer mehr zu.« Diese Hindu-Gruppen sehen in den Ureinwohnern eine Zielgruppe der Arbeit christlicher Missionare und wollen mit massivem Druck auf die Adivasi neue Taufen verhindern. »Die Adivasi betrachten hingegen die christlichen Kirchen als eine der wenigen Stätten, in denen sie frei von Diskriminierung als gleichberechtigte Bürger behandelt werden.« Für sie sei das Engagement in christlichen Kirchen eine Chance, um sich von Jahrhunderte alter Unterjochung in der Kastengesellschaft Indiens zu befreien.

Mit Musik geht ´s besser

Neue Orgel in der Christuskirche Ranchi eingeweiht

Eine neue Orgel erklingt in der Christuskirche Ranchi. Nach vielen Mühen und Indien-Reisen konnte Hartmut Grosch, Kantor aus Rheinsberg, das Instrument im Herbst einbauen. Eine feierliche Einweihung folgte. Aber es wurde auch Kritik laut – zumindest in Deutschland.

Novum canticum est canticum crucis – das neue Lied ist ein Lied des Kreuzes. Dieser Satz stammt von Martin Luther. Er meinte damit: Weil Menschen immer wieder durch den Glauben befreit werden, singen sie immer wieder neue Lieder. So forderte er seine Zeitgenossen auf, Lieder zu dichten. Er selbst ging mit gutem Beispiel voran. Er schenkte seinem Sohn »Vom Himmel hoch da komm ich her« und der weltweiten Christenheit »Ein feste Burg ist unser Gott«. Dieses Lied brachten die Missionare im 19. Jahrhundert mit nach Ranchi, und es wurde mit vielen anderen deutschen Kirchenliedern in das so genannte »Sakshibani« aufgenommen, das Liederbuch der indischen Gossner Kirche.

Wie immer mit großem Engagement bei der Sache: Kantor Hartmut Grosch.

Als der Rheinsberger Kantor Hartmut Grosch 2004 das erste Mal Ranchi besuchte, entdeckte er nicht nur die Reste einer Orgel in einer benachbarten Kirche, sondern er erlebte auch die Vielfalt der Musikrichtungen in der Gossner Kirche. In der Stadt Ranchi erklingen im Gottesdienst schwer und gewichtig die altpreußische Liturgie und die Lieder der Missionare. Im Gemeindeleben und bei ländlichen Gottesdiensten werden dagegen »Erzähllieder« aus der Adivasi-Tradition, so genannte Bajhans, gesungen und von Trommeln begleitet. Hinzu kommt, dass die Jugend ihre eigene Musik macht.

Für den Vollblutmusiker Grosch war der steife Umgang mit der alten Lied-Tradition schwer zu ertragen. Er entschied sich mit Unterstützung seines Heimat-Kirchenkreises Wittstock-Neuruppin, in Ranchi Singewochenenden für Chorleiter und Pastoren anzubieten. Im Gegenzug erlernte er viele indische Volkslieder und erfasste sie wahrscheinlich als Erster in europäischer Notenschrift. Während dieses musikalischen Austausches wurde die Idee geboren, in der Christuskirche in Ranchi wieder eine Orgel aufzubauen.

Es sollte die dritte Orgel sein. Die erste stammte aus der Zeit der Einweihung der Kirche, dem Jahr 1855. Sie ging in den Unruhen eines Aufstandes zwei Jahre später unter. Die zweite Orgel wurde 1906 gebaut. Auch diese hat die Zeiten und das Klima nicht überdauert. Die neue, dritte Orgel ist nun ein kleines Instrument einer Kieler Orgelbaufirma. Selbstverständlich ist sie tropenfest.

Diese Orgel wurde im Herbst 2007 feierlich eingeweiht. Finanziert wurden das Instrument und sein Aufbau durch den Dachverband der Missionswerke, das Evangelische Missionswerk Deutschland, und durch die Brandenburgische Kirche. Zum Gottesdienst um 6 Uhr früh hatten sich mehr als 1500 Menschen in und um die Kirche versammelt. Der erste Teil der Liturgie und das Eingangslied wurden noch ohne Begleitung

Orgeleinweihung in Ranchi: Der Direktor der Gossner Mission darf das rote Band durchschneiden.

gesungen. Nachdem die Orgel aber mit Lesung und Gebet in den Dienst genommen worden war, sang die Gemeinde von ihr begleitet kräftig und flüssig »Nun danket alle Gott«. Es war ein erhebendes Gefühl zu erleben, wie die Christen sichtbar und hörbar durch den Gesang verbunden sind.

Ganz entgegen diesen hochkirchlichen »Gefühlen« wird in Deutschland in den Gremien der Gossner Mission aber auch recht kritisch gefragt: »Habt ihr nichts Besseres zu tun? Ihr stellt ein europäisches Musikinstrument auf, das gar nicht der Kultur der Adivasi entspricht, das gestimmt und gewartet, das gespielt werden muss. Hätte man sich nicht sinnvoller und nachhaltiger engagieren können angesichts der Armut und der sozialen Probleme der Gossner Kirche?« Die Befürworter des Instruments argumentierten, dass die Orgel Teil eines musikalischen Erneuerungsprogramms sei und dass selbstverständlich indische Orgelpfleger ausgebildet und angeleitet werden.

Abgesehen von den Sachargumenten schwingt in den Fragen der Kritiker der Vorwurf des Paternalismus mit. Man kann sich ihm kaum entziehen, denn er hat überraschenderweise einen Anhaltspunkt. In der Tat werden wir in der Gossner Kirche als »Väter und Mütter im Glauben« angesehen, auch wenn wir beschämt sind und diese Meinung nicht teilen wollen. Gerade weil wir so gesehen werden, tragen wir in der Beziehung zu unseren Partnern eine Verantwortung, besonders im Blick auf die Pflege der Tradition.

Wir können sie entlasten vom starren Festhalten an der alten Aufführungspraxis der Liturgie und der Lieder. Sie wähnen, darin stecke der Geist der alten Missionare. Es kommt im Glauben aber darauf an, Altes und

Was macht eigentlich ...

Idan Topno, Theologin der Gossner Kirche?

Seit einem Jahr bin ich nach meinem Deutschland-Praktikum wieder zurück in Indien. Als stellvertretende Leiterin unseres Missionszentrums in Ranchi habe ich eine verantwortungsvolle Tätigkeit gefunden. Vor allem aber freue ich mich, mit Alexander Nitschke aus Berlin meinen Mann fürs Leben gefunden zu haben. Im Oktober haben wir uns in Ranchi offiziell verlobt. Ende März wollen wir heiraten, Alex wird danach in Ranchi bleiben. Über Weihnachten und Silvester 2007/2008 war ich auch noch mal kurz in Deutschland, um Alexanders Familie zu sehen und verschiedenes zu regeln. Leider war die Zeit zu kurz, um alle Freunde und Gemeinden zu besuchen, die ich während meines anderthalbjährigen Praktikums in Deutschland kennen gelernt habe.

Unsere Verlobungsfeier im Oktober war eine aufregende Sache: Rund 400 Gäste wurden erwartet. Schon zwei Tage zuvor waren Verwandte von weither angereist, und so war unser Haus mit etwa 40 Familienmitgliedern gut gefüllt ...

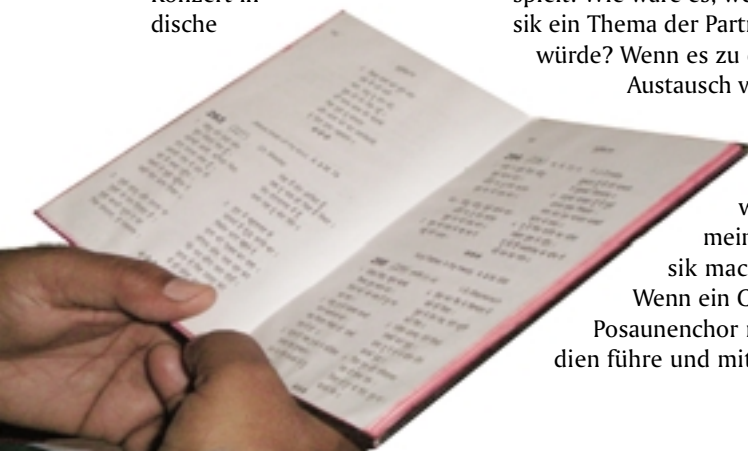
Bei der Feier hatten wir zunächst die »Lota Pani« zu überstehen, die traditionelle Adivasi-Zeremonie. Dann fand die Verlobung in der Kirche statt, wo sich die ganze Gemeinde versammelt hatte. Und jetzt sehen wir voller Aufregung den Hochzeitsfeierlichkeiten entgegen.

Das Transparent weist auf die Einweihung der dritten Orgel für die Christuskirche in Ranchi hin. Die Vorgängerinnen wurden 1856 bzw. 1908 gebaut.

Neues zusammenzusprechen und so zu einem zeitgemäßen Ausdruck des Glaubens zu kommen, in dem die Wurzeln erkennbar sind.

Die Orgel ist nicht dazu da, nur die alten Lieder darauf zu spielen, sondern die heutigen Lieder der Gossner-Christen mögen darauf erklingen. So wurden am Einweihungstag der Orgel in einem nachmittäglichen Konzert indische Lieder darauf gespielt, und die Gemeinde sang kräftig mit. Auf diese Weise kann das »europäische« Instrument helfen, die verschiedenen musikalischen Traditionen der Gossner Kirche zusammenzubringen.

Der Einsatz des Kantors hatte noch einen ganz anderen Effekt: In Rheinsberg und Berlin werden heute gelegentlich indische Bajhans auf der Orgel gespielt. Wie wäre es, wenn Musik ein Thema der Partnerschaft würde? Wenn es zu einem Austausch von Liedern käme, wenn wir gemeinsam Musik machten? Wenn ein Chor oder Posaunenchor nach Indien führe und mit einer Gruppe der Gossner Kirche musizierte? Gewiss gibt es drängendere Probleme angesichts der sozialen Not der Adivasi. Unsere Bemühungen werden jedoch in dieser Hinsicht auf Dauer kraftlos, wenn sie nicht aus der Quelle des Glaubens hervorgehen. Die gemeinsame Musik und der musikalische Austausch könnten uns im Glauben stärken, in dem Altes und Neues zusammenklingt und nahe und ferne Kultur sich begegnen. Das wäre eine neue Qualität des lutherischen Gedankens: Novum Canticum est Canticum Crucis – das neue Lied ist ein Lied des Kreuzes.



Pfr. Dr. Ulrich Schöntube, Direktor der Gossner Mission

»Ist doch bloß ein Mädchen!«

Zwei junge Frauen in Nepal setzen sich durch

Muna will Krankenschwester werden, Sujanna studiert an einer Fachhochschule. Beide stammen aus ärmlichen Verhältnissen. Beide gehen ihren Weg unbeirrt. Zwei junge Frauen aus Nepal: Ihre Geschichte zeigt, wie schwer es vor allem die Frauen im Land haben – und wie sehr sich gerade die Frauen mühen, aus der allgegenwärtigen Armut auszubrechen.

Muna lernte ich in der Kirche kennen. Sie kam jeden Samstag mit ihrer Tante und deren kleiner Tochter zum Gottesdienst. Manchmal kam auch der Onkel mit. Die Familie sah immer sehr gepflegt aus und war freundlich und fröhlich. Als wir feststellten, dass wir fast Nachbarn waren, lernte ich sie näher kennen und erfuhr Munas Geschichte.

Sie war noch ein kleines Kind, vielleicht vier Jahre alt, als der Vater die Familie verließ. Die Mutter konnte nicht allein für das Kind sorgen; sie brachte Muna zur Großmutter aufs Dorf. Die war sehr arm, lebte alleine, hatte selbst nicht genug zu essen, sorgte aber für das Kind, so gut sie konnte. Als später eine Tante Munas aus der Stadt zu Besuch kam, nahm sie das Mädchen mit. Muna war damals sieben Jahre alt.

Ich glaube, es war wohl die ärmste Familie, die in Nepal je zu meinem Freundeskreis gehörte. Zwar arbeitete der Onkel als Näher in der Textilindustrie sieben Tage die Woche je zwölf und mehr Stunden, aber ernähren konnte er seine Familie mit seinem Verdienst nicht. (Seine Firma produzierte Kleidungsstücke für Europa!) Munas Tante hatte sich als Haushaltshilfe bei einer indischen Familie verdungen. Da erhielt sie täglich eine Mahlzeit für sich und ihr Töchterchen. Muna musste in einer anderen Familie arbeiten. Mit ihren sieben Jahren musste sie große, vom Holzkohlefeuer geschwärzte Kochtöpfe draußen mit kaltem Wasser und Gartenerde blank scheuern. Dafür erhielt sie eine Mahlzeit am Tag.

Zu dieser Zeit lernte ich die Familie kennen. Meine Freunde ermöglichten es Muna, in die Schule zu gehen. Mit fast zehn Jahren kam sie ins erste Schuljahr. Sie lernte tüchtig und war glücklich in der Schule, in der sie regelmäßig gutes Essen erhielt. Die Schuluniform fand sie toll! Nachdem sie allerdings ein jüngeres Mädchen gegen den Stock der Lehrerin verteidigt hatte, musste sie wegen »undisziplinierten Verhaltens« die Einrichtung verlassen. Wir suchten eine andere Schule. Aus der wurde sie nach zwei Jahren entlassen, weil – so die Schulleitung – »sie den Abschluss nicht mit sehr gut machen wird und von unserer Schule nur Einser-Schülerinnen abgehen.«

Muna war inzwischen fast 20 Jahre alt. An einer dritten Einrichtung meldete sie sich zur Abschlussprüfung an, bezahlte den sehr hohen Prüfungsbetrag – und erfuhr am Prüfungstag, dass der Schulleiter mit den gesamten Prüfungsgebühren aller Absolventinnen auf und davon war. Muna erstattete Anzeige bei der Polizei, sie gab Fernseh-Interviews und erzählte, was ihr und ihren Mitschülerinnen passiert war. Trotzdem wurde ihr die Prüfung verwehrt. Ihr Ausweg: Sie meldete sich für einen Kursus für Hilfskrankenpflegerinnen an und holte ein Jahr später den Schulabschluss doch noch nach.

Nun bewarb sie sich in verschiedenen Krankenpflegeschulen, denn ihr größter Wunsch ist es, Krankenschwester zu werden. Und nun endlich, im Frühjahr 2008, kann sie ihre Ausbildung zur Krankenschwester beginnen. Sie will, sobald sie die Ausbildung abgeschlossen hat, ihre nun sehr alte Großmutter zu sich nehmen und für sie sorgen. Muna ist 23 Jahre alt.

Genauso alt wie Sujanna, die an einer Fachhochschule studiert. Ihr Ziel ist das Bachelor-Examen in Krankenpflege.

Auch Sujannas Mutter Laxmi lernte ich in der Kirche kennen. Sie war ärmlich, aber sauber gekleidet und brachte immer ihre Kinder mit zum Gottesdienst.

Irgendwann erfuhr ich, dass sie als Putzfrau an einer Schule arbeitet. Dafür erhielt sie keinen Lohn, aber ihre beiden Söhne durften den Unterricht besuchen. Das war es, was die Mutter unbedingt wollte. Sujanna, die Älteste, lernte Lesen und Schreiben von ihren jüngeren Brüdern.

Der Vater arbeitete als Gelegenheitsarbeiter am Busbahnhof. Das Geld, das er dort erhielt, reichte nicht für seinen großen Alkoholbedarf, geschweige denn für den Lebensunterhalt der Familie. Manchmal kamen Sujanna und ihre Mutter voller blauer Flecken und mit angeschwollenen Gesichtern in den Gottesdienst. Dann hatte der Mann Laxmi und Sujanna wieder geschlagen.

Eines Morgens kauerten Mutter und Tochter vor meiner Tür. Sie waren zu Hause weggelaufen und suchten Schutz. Das geschah dann öfters, und schließlich fast täglich. Fast jeden Morgen saßen die beiden vor meiner Tür, fast jeden Morgen verprügelt und misshandelt. Es musste etwas geschehen! Wieder wurde es durch meine Freunde und Freundinnen möglich, eine Schule mit Internat ausfindig zu machen. Mit zehn Jahren konnte Sujanna dorthin wechseln. Die Mutter war mehr als glücklich.

Sujanna bestand alle Prüfungen mit sehr gut. Sie wollte Ärztin werden, um Frauen wie ihrer Mutter helfen zu können.

Muna (links) musste ohne ihre Eltern aufwachsen. Sujanna will ihre Mutter zu sich nehmen, sobald es ihr möglich ist.

Nach dem Schulabschluss ging sie zum College – und zu Hause, wo sie jetzt wieder wohnte, hatte der Vater plötzlich Respekt vor seiner Tochter. Er schlug sogar seine Frau nicht, wenn Sujanna zu Hause war. Er trank weniger und ging regelmäßiger zur Arbeit, manchmal brachte er sogar Geld für die Familie mit nach Hause. Die Jungens allerdings hatten die Schule vorzeitig aufgegeben. Sie wollten nicht einsehen, dass ihre Schwester – »die doch nur ein Mädchen ist« – zum College geht. Von ihrer Mutter – einer Frau! – ließen sie sich nichts sagen. Der Vater war kein gutes Vorbild. Heute gehören sie zu den Straßenjungen, die als Bettler Touristen belästigen.

Nur Sujannas Weg ging weiter nach oben. Den Wunsch, Ärztin zu werden, hat sie allerdings aufgegeben, da sie schneller in einen Beruf starten und Geld verdienen will. So absolviert sie jetzt eine international anerkannte akademische Krankenpflegeausbildung. Sobald sie fertig ist, möchte sie ihre Mutter zu sich nehmen.

Zwei junge Frauen aus Nepal – ihr Schicksal steht für viele andere.

Dorothea Friederici, Nepal-Kennerin und frühere Mitarbeiterin der Gossner Mission

Wahltermin auf April festgelegt

Die bereits mehrfach verschobenen Wahlen zur Verfassungsgebenden Nationalversammlung in Nepal sollen am 10. April stattfinden. Die Wahlen sind ein wichtiger Teil des Friedensabkommens zwischen der Regierung und den Maoisten vom November 2006. Die Nationalversammlung soll die Abschaffung der 240 Jahre alten Monarchie in Nepal bestätigen.

Verliert die Krone: König Gyanendra.

Darauf hatten sich die regierende Sechs-Parteien-Allianz und die Maoisten Ende vergangenen Jahres geeinigt. Die Maoisten erklärten sich daraufhin bereit, sich wieder an der Übergangsregierung zu beteiligen. Mit der Änderung der Staatsform wird eine Kernforderung der Maoisten erfüllt, die bis zum Friedensvertrag 2006 mehr als zehn Jahre lang gegen die Staatsmacht gekämpft hatten. Die Gewalt von beiden Seiten kostete rund 14.000 Menschen das Leben. Nepals entmachteter König Gyanendra bleibt zunächst auf dem Thron, bis die Nationalversammlung – wahrscheinlich im Mai – die Republik ausruft. Bereits im Vorjahr waren die Kompetenzen der Krone nach dem Ende der Königsdiktatur drastisch beschnitten worden.

Kinder freuen sich auf ihre neue Schule

Für die Helfer hat die Feldarbeit jetzt Vorrang

Große Fortschritte gemacht hat in den vergangenen Monaten der Bau der drei Schulgebäude in Naluyanda. Eltern, Lehrer und Dorfbewohner haben dabei kräftig mit angepackt. Seit dem Beginn der Regenzeit ist allerdings die Arbeit auf dem Feld das Wichtigste: Jetzt muss so viel angebaut werden, dass die Ernte ein Jahr lang reicht.

Rund 9000 Euro an Spenden sind für das Vorschulprojekt in den vergangenen Monaten bei der Gossner Mission eingegangen. Die benötigten 12.000 Euro für die Fertigstellung der geplanten drei Gebäude sind damit fast erreicht. »Sagt allen herzlichen Dank im fernen Deutschland für die Unterstützung und die vielen guten Worte!« Das gaben uns die Kinder und die Eltern beim letzten Besuch im Projektgebiet Naluyanda mit auf den Weg.

Eigentlich war es ein ziemlich ehrgeiziges Vorhaben, das wir 2007 anpackten: Gleich drei neue Gebäude sollten im Projektgebiet entstehen. Aber in Sikenya waren die Kinder buchstäblich vor die Tür gesetzt worden. Das Gebäude, in dem ihre Vorschule früher untergebracht war, wurde vom Besitzer verkauft, so dass der Unterricht zeitweise unterm Baum stattfand – was aber mit Beginn der Regenzeit unmöglich wurde.

In Mukumbwanyama fand der Unterricht jahrelang in der Küche der Lehrerin statt (siehe Seite 14 »Von Schulgebühren« ...). Zwar gab es hier schon einmal das Vorhaben, eine neue Vorschule zu errichten, und erste Anfänge waren gemacht, doch mussten zunächst die Grundstücksrechte geklärt werden, eine sehr schwierige und langwierige Angelegenheit, bevor die Gossner Mission in die Finanzierung einsteigen konnte.

Zwei neue Vorschulen also. Da war es naheliegend, das dritte Gebäude – das Lehrerhaus in Nkonkwa – gleich mit anzugehen. In Nkonkwa hatten wir im Frühjahr 2007 eine neue Vor-

schule eingeweiht. Geplant war aber auch ein Lehrerhaus. Lehrer oder Lehrerin sollten den Unterricht vorbereiten können, aber auch hier wohnen, um nachts und an Wochenenden die Schule zu bewachen.

Die Planung für die drei Gebäude lief im Juli 2007 an. Um Lehrer, Eltern und Gemeindemitglieder zusätzlich zu motivieren und auf das Tempo zu drücken, setzten wir einen Preis aus: »Die Gemeinde, die vor Beginn der Regenzeit ihr Gebäude als erste fertig hat, bekommt 200 Euro zusätzlich für ihre Schule (Ausstattung, Lehrmaterial etc.), die zweite bekommt 100 Euro Preisgeld.« Für hiesige Verhältnisse riesige Summen. Wir hofften, durch diesen Anreiz zu erreichen, dass die Gemeinden, die ja die kostenlosen Arbeitskräfte stellen mussten (das war die Bedingung), vor der Regenzeit mit den Gebäuden fertig sein würden.

Auf »Platz eins« lag ganz schnell Nkonkwa. Hier saß schon vor Weihnachten das Dach auf den Wänden. In Mukumbwanyama sind die Mauern nun auch hoch gezogen, der Dachstuhl im Bau. Auch in Sikenya ist das Gebäude weit vorangetrieben.

Aber das zusätzliche Problem ist jetzt natürlich: Fast alle Gemeindemitglieder leben von dem, was sie auf ihren kleinen Feldern anbauen. Diese Felder müssen jetzt, während der Regenzeit, bestellt werden. Feldarbeit hat Vorrang vor Schulbau, Nahrung vor Bildung. Wir versuchen jetzt, Sikenya auch von außen her, also von den umliegenden Gemeinden, zu unterstützen. Mal sehen, ob das klappt und wann die Vorschule Sikenya fertig ist.

Allerdings: Wegen der Regenstürme sind die Bedingungen mehr als schwierig. Ein Beispiel:

Regenzeit: Straßen werden zu Sturzbächen.

Vor einigen Wochen wollten wir mit einem kleinen Team nach Mukumbwanyama und Nkonkwa rausfahren. Aber wir kamen langsamer als im Schritttempo voran. Regenzeit in Sambia, das bedeutet: Die wenigen Wege – in der Trockenzeit langsam befahrbar – werden schon bei geringem Gefälle zu Sturzbächen. Wo es flach ist, gibt es alle fünfzig Meter »Pfützen«, die eher kleine Seen sind. Wie tief diese sind, weiß man erst, wenn man drin versinkt. Das Problem: Man weiß nicht, welche spitzen Steine sich unter der Wasseroberfläche verstecken. Also langsam durchfahren. Aber zu langsam hindurch fahren heißt: möglicherweise stecken bleiben. Also schnell durchfahren, mit Karacho. Aber wenn dann ein Stein den Reifen aufschlitzt? Dann ist es schlimmer als im Schlamm zu versinken.

Bei unserer Fahrt blieb unser Auto gleich zwei Mal im Matsch stecken und kam auch mit Allradantrieb nicht heraus. Zwölf kräftige Männer aus den benachbarten Dörfern waren notwendig, um den Pick-up aus dem tiefen Schlamm zu schieben.

Übrigens: Wer in Deutschland ein kleines Häuschen bauen will, holt einen Maurer. Der holt, um Mörtel anzurühren, das Wasser aus dem Wasserhahn. Für den Bau der Vorschulen im Projektgebiet Naluyanda, für die mit einer Schablone selbstgeformten Zementsteine, für den Speis, für das Verputzen der Außen- und Innenwände wird viel Wasser gebraucht. Das Wasser schleppen die Frauen kilometerweit in 20-Liter-Containern auf dem Kopf heran. 20 Liter, das sind 20 Kilo. Versuchen Sie mal, die auf den Kopf zu heben ...

Für die Restarbeiten und die Ausstattung der Gebäude fehlen uns 3000 Euro. Bitte helfen Sie mit!
Unser Spendenkonto:
Gossner Mission
EDG Kiel, BLZ 210 602 37
Konto 139 300.
Kennwort:
Vorschulen Sambia.

Brigitte Schneider-Röhrig, Mitarbeiterin in Sambia

Von Schulgebühren, frischem Fleisch und neuer Hoffnung

Mukumbwanyama: Eine Familiengeschichte

Drei Schulgebäude im Projektgebiet Naluyanda sind fast fertig. Eines davon steht in Mukumbwanyama. Für deutsche Zungen ein schwieriges Wort. Und was bedeutet es eigentlich? Wir haben nachgefragt. Herausgekommen ist eine ganze Familiengeschichte.

Der »Headman«, der Chef des Dorfes Mukumbwanyama, heißt Enock Shimanibamba, 49, ein Mann wie ein Baum. Er ist verheiratet mit Joyce Lubesha, die als Vorschullehrerin 30 Euro pro Monat verdient. Während alle anderen Naluyanda-Vorschulen einen zweiten Lehrer angestellt haben, hat Joyce niemanden, der sie unterstützt oder ersetzt, wenn sie krank ist oder zur Beerdigung muss.

Enock hat zwei Frauen; Joyce ist seine Erstfrau. Mit ihr hat er drei Kinder, der älteste Sohn Derrick sitzt mit dem Vater und uns unter einem schattigen Baum, einem der wenigen weit und breit. Derrick ist jetzt 21, er hat Ende 2006 Klasse 7 abgeschlossen. Ab Klasse 8 verlangen die Schulen Gebühren, 150 Euro im Jahr. Das können sich die Eltern nicht leisten. Was macht Derrick? Er hilft seinem Vater auf dem Feld; rings um die Hütten baut die Großfamilie Mais an. Mittlerweile ist er verheiratet und hat ein Kind.

Würde er gern zur Schule gehen? Eine richtige Unterhaltung ist nicht möglich. Sein Englisch – auf der Schule erlernt – hat er schon wieder halb vergessen. Ein wenig verlegen kommt trotzdem ein anfangs zögerliches, dann deutliches Ja heraus. Bildung gilt etwas in Sambia, zumal in einer Gegend, in der die meisten Kinder eben nicht zur Schule gehen: weil kein Geld da ist oder die nächste Schule zu weit entfernt ist; weil die Eltern zu viele Kinder haben und so das Geld nicht für den Schulbesuch aller reicht.

Aber was heißt nun Mukumbwanyama? Meine Frage wird in die einheimische Sprache Lenje übersetzt. Der Headman antwortet und redet und redet. In eine Pause hinein frage ich meine Begleiterin, eine Sambierin, auf Englisch, was er gesagt hat. »Er hat gesagt: Mukumbwanyama heißt »to admire meat«, (zu deutsch »Fleisch bewundern«).« Mehr hat er nicht gesagt? Lange Sätze der Erklärung von Seiten der Sambierin.

Also, das war so: Enocks Vorfahren zogen 1916 in diese Gegend. In Ihrer Heimat hatte es Wasserprobleme und daher auch Probleme mit der Landwirtschaft gegeben und also nicht genug zu essen. Die Familie suchte nach einem anderen Siedlungsplatz. Sie fand fruchtbares Land nördlich von Lusaka. Damals gab es hier noch Bäume, Pflanzen und ein großes Angebot an Wildtieren. Die Wildtiere konnte man jagen, fangen, schlachten, braten, essen.

Nach der Familiengeschichte ein kurzer »Dorfrundgang«: Die Großfamilie, insgesamt 19 Leute, besitzt mehrere Hütten aus sonnengehärteten Lehmsteinen, mit Dächern aus dem selbstgeschnittenen Gras der Umgebung. Dann ein Blick in die Vorschule, die viele Jahre in der »Küche« von Joyce untergebracht war. In die Küchen-Hütte passen 20 bis

Fotos (von oben links nach unten rechts):
Die Großfamilie: Beim Reden werden Erdnüsse geschält.
Die ersten selbst gebrannten Steine für die neue Schule.
Lehrerin Joyce.
Ihr Mann Enock lenkt das Dorfgeschick.

25 Kinder, auf dem Boden sitzend. Weil aber rund 40 die Vorschule besuchen, mussten sie in zwei Schichten unterrichtet werden – unter schwierigen Bedingungen, denn die winzigen Löcher in der Wand ließen nur wenig Licht herein. Um so größere Freude herrscht nun über den Schulneubau.

Was genau heißt aber nun Mukumbwanyama? Wir ahnen es zumindest: kein Wasser, keine Elektrizität, keine Bäume; zum Essen das bisschen, was der ausgelaugte Boden hergibt; Mühe, Arbeit, Not – aber auch: Hoffnung.

Johanna Mavromatis, ehrenamtliche Mitarbeiterin in Sambia

Grüne Oase unterm Mangobaum

Gästehäuser Ibex Hill: Überschuss fließt in Projekte

Ein unscheinbares braunes Schild am Straßenrand weist darauf hin: Hier geht ´s zur Gossner Mission, zu ihren Gästehäusern am Rande Lusakas. Diese erstrahlen 2008 in neuem Glanz und sind ein wichtiger Anlaufpunkt für deutsche Entwicklungshelfer und Touristen in Sambia.

Morgens gegen sechs erwacht das Gelände zum Leben. Vögel zwitschern, Hähne krähen in der Ferne, ein Hund schlägt an. Und vor dem Zimmerfenster steigt die Sonne zwischen den Blüten des Mangobaumes steil in die Höhe. Zeit aufzustehen!

»Ibex Hill«, so heißt der Stadtteil Lusakas, in dem die Gossner Mission vor 35 Jahren ein großes Grundstück kaufte, um neben ihrem Entwicklungshilfeprojekt im abgelegenen Gwembetal auch in der Hauptstadt präsent zu sein. Auf »Ibex« oder auf dem »Plot«, wie hier alle nur sagen, wurden Haus und Büro für die in Lusaka wohnenden Mitarbeiter gebaut, die Verbindungsleute zwischen der Gossner-Dienststelle in Deutschland und den Projekten im Gwembetal. Hier gab es Strom, Telefon und fließendes Wasser, hier saß man nah am Flughafen, und von

hier aus konnte man den Kontakt zu den sambischen Behörden halten.

Auch heute noch wohnen und arbeiten auf Ibex Hill die »Liaison Officers«, die Verbindungsleute Brigitte Schneider und ihr Mann Peter Röhrig, die u. a. das heutige Projektgebiet Naluyanda nördlich der Hauptstadt betreuen und auch regelmäßig ins Gwembetal fahren. Zwar ist das Gwembe-Projekt längst in sambische Hände übergeben, doch gehört die Gossner Mission weiterhin zu den wichtigsten Geldgebern und hat Sitz und beratende Stimme im Aufsichtsrat.

Auf Ibex Hill gibt es neben der Dienstwohnung und einem Tagungsraum drei Gästehäuser, die in den vergangenen beiden Jahren von Grund auf renoviert wurden. 15.000 Euro stellte die Gossner Mission dafür zur Verfügung. Gut angelegtes Geld, denn jährliche Überschüsse, die hier erwirtschaftet werden, fließen in die Gossner-Projekte in Sambia. Vor der Renovierung aber waren die Gäste mehr und mehr ausgeblieben. »Es musste dringend etwas geschehen«, bekräftigt Brigitte Schneider. »Jahrelang wurde zu wenig in den Erhalt der Häuser investiert – und das machte sich bei den Gästezahlen bemerkbar. Die gingen rapide herunter.«

Also ging das Ehepaar ans Werk, unterstützt von Peter Röhrigs Schwester Johanna Mavromatis, die nach ihrer Pensionierung als Hamburger Lehrerin im Herbst 2006 Bruder und Schwägerin in Sambia besuchen wollte – und sich in das Land verliebte. Nun ist sie von früh bis spät auf den Beinen, kauft ein, sieht nach dem Rechten, ist Ansprechpartnerin für die Gäste und für die Angestellten und entwirft eigenhändig Renovierungspläne – ehrenamtlich, versteht sich; sie verdient nichts und zahlt ihren Aufenthalt selbst.

Und die Gästehäuser? Hier wurden Fenster erneuert, Leitungen verlegt, Wände, Böden und Türen in freundlichen Farben gestrichen. Dann wurden neue Matratzen gekauft, Moskitonetze und Spannbettlaken. Die Duschvorhänge sind von Ikea, ebenso wie Türklinken, Badematten und Schlüsselanhänger von Freunden aus Deutschland mitgebracht, als Geschenk oder preiswert erstanden. »Wir haben gespart, wo immer es ging«, betont Frau Mavromatis.

Um so größer ist ihr Stolz auf das bislang Erreichte. Wer heute auf Ibex Hill absteigt, der betritt – kaum hat er die rotsandige Buckelpiste verlassen und das Grundstückstor passiert – eine

ruhige grüne Oase mit blühenden, haushohen Bougainvilleen, mit gepflegten Mango-, Avocado- und Frangipani-Bäumen. Die Wege sind frisch geharkt, die Gästehäuser erstrahlen in frischem Weiß und der offene Tagungsraum ist in landestypischer Manier reetgedeckt.

Im Garten arbeiten zwei Helfer mit, fegen Laub, mähen Gras; es gibt zwei Nachtwächter und einen »Mann für alles«. Das Hausverwalterehepaar Simon und Brenda Mandona (s. Titelfoto)

Hanna Mavromatis beim Einkaufen auf dem Markt (links). Peter Röhrig mit Gesprächspartner (oben).

kümmert sich um Sauberkeit und Belegung der Gästehäuser. Und trotzdem: Nicht nur in Renovierungsphasen, auch in ruhigeren Zeiten sind die »Liaison Officers« rund um die Uhr gefragt. Mal kommen nachts noch Gäste an, mal müssen Besucher vom Flughafen abgeholt werden, mal gibt ´s Fragen zu den Einkaufsmöglichkeiten, den Busverbindungen oder – natürlich – zu den Gossner-Projekten. Ganz abgesehen von den anderen Aufgaben. »Das ist ein Sieben-Tage-Job, nie unter zehn Stunden«, sagt Peter Röhrig kurz und knapp. Für ihn ist das nicht weiter erwähnenswert.

Für die Gossner Mission aber zahlen sich Renovierung ihres Anwesens und Engagement ihrer Mitarbeiter aus. Die Gästehäuser sind wieder ausgebucht; 2007 haben sich die Einnahmen im Vergleich zum Vorjahr um mehr als 50 Prozent erhöht. Hier wohnen Gäste aus Sambia ebenso wie TouristInnen und EntwicklungshelferInnen (vor allem, aber nicht nur) aus Deutschland.

Und so sitzen an einem ganz normalen Abend auf der Terrasse des Haupthauses Simone und ihre Tochter Sophie, die an diesem Tag von Deutschland nach Sambia eingereist sind. Simone wird die GTZ-Wasserprojekte in Sambia betreuen und auf Ibex Hill wohnen, bis sie eine eigene Wohnung gefunden hat. Neben ihr sitzt Andreas, der für den Deutschen Entwicklungsdienst ein Projekt im Nordwesten Sambias managt, heute aber in Lusaka seinen Bruder vom Flughafen abgeholt hat. Auch die gebürtige Inderin Sonja arbeitet in der Entwicklungshilfe, während ihre Freundin Rachel aus Sambia stammt und in der Reisebranche tätig ist. Tobias dagegen ist Geographiestudent aus Heidelberg und absolviert ein Praktikum auf dem Plot. Und schließlich Peter aus Berlin, der mit seiner sambischen Frau und der 14-jährigen Tochter Zula vor wenigen Monaten von Berlin nach Sambia ausgereist ist und eine Farm im Süden erworben hat.

Eine bunt zusammengewürfelte Gruppe also, die da sitzt und redet und redet bis in die Nacht. »Die Gossner Mission ist eine wichtige Anlaufstelle für alle Deutschen in Sambia. Hier trifft man sich, hier kann man reden mit Menschen, die die gleichen Fragen und Probleme haben«, sagt Andreas. »Die Gossner Mission ist daher – auch wenn sie nur ein kleines Missionswerk ist – ein Begriff hier im Land.«

Brigitte Schneider und Peter Röhrig hören das gern. Vor allem natürlich, weil die Einnahmen der Gästehäuser nicht nur in die Betriebskosten fließen, sondern in die Projekte investiert werden können. Aber auch, weil das eine Bestätigung ihrer eigenen Arbeit und der ihrer Vorgänger ist. Wie sagt doch Peter Röhrig gern? »Die Gossner Mission ist das weltkleinste Missionswerk – mit großer Bedeutung!«

Jutta Klimmt,
Öffentlichkeitsreferentin

Seit 1995

Wiesbaden: Eine warme Mahlzeit am Tag

Gospelgesänge im Gottesdienst, fair gehandelter Kakao danach: Beides gehört traditionell zu dem Adventsgottesdienst, den der Sambia-Arbeitskreis Wiesbaden alljährlich ausrichtet. Im vergangenen Jahr stellte der Arbeitskreis das Jahresthema der Gossner Mission, »WÜRDEnträger«, in den Mittelpunkt. Zuvor bereits hatte die Kindertagesstätte ihre Verbindung zu den Vorschulkindern in Sambia zum Ausdruck gebracht: Beim Herbstfest kamen 315 Euro zusammen, gedacht für die Verpflegung in den Naluyanda-Vorschulen. Die ev. Versöhnungsgemeinde Wiesbaden unterstützt die Sambia-Arbeit der Gossner Mission seit 1995. Dafür sagen wir Danke.

Aktiv

Rostock: Pfandflaschen für Sambia

Sie lassen sich seit Jahren immer wieder Neues einfallen, um unsere Arbeit in Naluyanda zu unterstützen: Helga und Ursula Hinz-Bittkow aus Rostock. In der Adventszeit waren sie wochenlang unterwegs, um Pfandflaschen zu sammeln und abzugeben. Der Lohn ihrer Bemühungen: 100 Euro! Zudem bieten die beiden Frauen in Kirchengemeinden und Seniorenheimen Vorträge über Sambia an. Ihre Honorare überweisen sie ebenfalls an die Gossner Mission. Herzlichen Dank!

Spendenaktion

Rodewisch: Fleißige Sternsinger unterwegs

44 Geschäfte, Arztpraxen und Betriebe haben sie aufgesucht, die Sternsinger aus Rodewisch, haben Lieder gesungen und um Spenden für Sambia gebeten – und so kamen rund 1556 Euro zusammen. Insgesamt konnte die Ev. Kirchengemeinde Rodewisch, deren Sambia-Aktionen traditionell mit dem Martinstag beginnen und bis Epiphanias dauern, nun 2620 Euro für die Sambia-Arbeit der Gossner Mission zur Verfügung stellen. Wir sagen Danke!

Die Vorbereitungen für das Epiphanias-Singen beginnen jeweils im Dezember mit der Erstellung eines Faltblattes, das zur Information an die Betriebe versandt wird. Anfang Januar werden Termine ausgemacht, und dann starten drei Gruppen – Kinder des Kindergartens, der Kurrende und der Christenlehre – in die Geschäfte, um dort zu singen und zu sammeln. Immerhin zehn bis 15 Auftritte warten auf jede Gruppe. In den Betrieben freut man sich, für die Kinder ist es ein beeindruckendes Erlebnis – und für die Menschen in Sambia eine wichtige Unterstützung.

Ehrentrup: Von Schule zu Schule

Partnerschaft

Exakt 316,82 Euro für die Bethesda-English-School in Tezpur/Assam kamen bei der Sternsingeraktion in der Grundschule Lage-Ehrentup zusammen. Die Partnerschaft zwischen den Schulen in Lippe und Assam besteht nun schon einige Jahre. Immer wieder wechseln Briefe, Fotos und Grüße hin und her. Gerade erst haben die Mädchen und Jungen in Lage-Ehrentup Briefe aus Tezpur erhalten, in denen sich die dortigen Schüler und Lehrer für die Unterstützung in den vergangenen Jahren bedanken. »Das ist für uns ein sichtbares Zeichen, dass das Geld in der Schule ankommt und gut angelegt ist. Wir haben uns sehr darüber gefreut. Wir werden Bilder und Briefe bei nächster Gelegenheit ausstellen und vor allem auch den Eltern zeigen«, betont Konrektorin Annette Brüggemann.

Spendenziel 2007 fast erreicht: Projekte und Programme auf den Weg gebracht

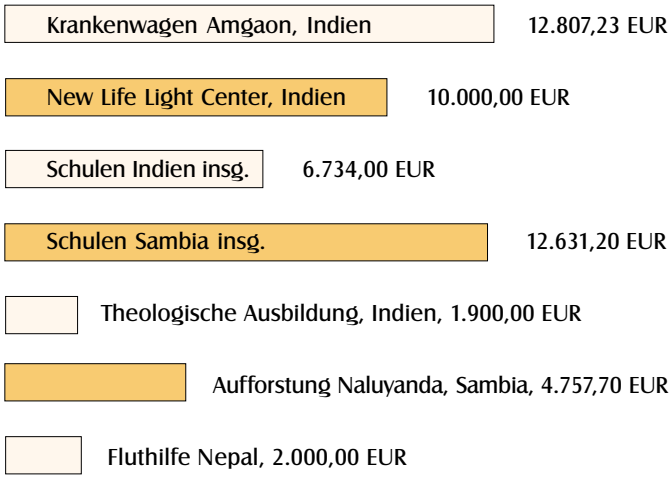
Es sind die Ideen und Aktionen, die vielen Spenden unserer Freunde und Freundeskreise, die die Arbeit der Gossner Mission erst möglich machen. Rund 283.000 Euro sind im vergangenen Jahr an Spenden und Kollekten bei uns eingegangen. Damit haben wir unser selbst gestecktes Spendenziel (300.000 Euro) fast erreicht. Dafür sagen wir allen Unterstützerinnen und Unterstützern herzlich Danke!

Immer wieder erreichten uns aber auch liebe Briefe von langjährigen Gossner-Freunden, in denen sie uns mitteilten, dass sie – obwohl sie unsere Arbeit sehr schätzen und sie weiterhin im Gebet begleiten werden – ihre finanzielle Unterstützung zurückschrauben oder aber ganz einstellen müssen. Weil ihre Rente knapp ist, weil sie ihre Kinder unterstützen müssen oder ihren Arbeitsplatz verloren haben. All diesen Gossner-Freundinnen und -Freunden danken wir für ihre Begleitung und Unterstützung über so viele Jahre hinweg.

Neben den Spenden stützt sich unsere Arbeit auf Zuschüsse von Gemeinden, Kirchenkreisen und Landeskirchen. Vor allem letztere machen einen großen Teil in der Finanzierung aus. Verschiedene Landeskirchen aber leiden unter finanziellen Problemen und haben ihre Zuschüsse an die Gossner Mission gekürzt, bzw. Kürzung oder gar Einstellung der Mittel angekündigt. Um so mehr sind wir nun auf die Unterstützung unserer Freunde und Freundeskreise angewiesen.

Danke!

In dieser Phase tragen wir selbst unseren Teil zum Sparen bei. Nachdem unser langjähriger Asienreferent Pfr. Bernd Krause zum Jahreswechsel in den Ruhestand gegangen ist, hat Direktor Schöntube seinen Dienstumfang erhöht und das Asienreferat mit übernommen. Dr. Schöntube ist nun – nach dem Ausstieg des Referenten für Sambia und Gesellschaftsbezogene Dienste, Udo Thorn, im Herbst 2007 – für alle Auslandsreferate der Gossner Mission – Indien, Nepal und Sambia – verantwortlich. Auch auf der Ebene der Büromitarbeiterinnen gab es Einschnitte. Sicherlich wird sich in Folge dieser Umstrukturierungen noch manches »zurecht ruckeln« müssen, doch als kleines effektives Team können wir weiteren Herausforderungen nun entgegen sehen.



Einzelne Projektbeispiele 2007

Zurück zum Spendenüberblick. Mit 283.000 Euro haben Sie, liebe Leserinnen und Leser, im vergangenen Jahr Ihre Wertschätzung für unsere Arbeit bewiesen. Ein Großteil der Summe waren allgemeine, nicht zweckgebundene Spenden, die für die Gestaltung unserer Arbeit sehr wichtig sind. Denn diese Spenden schaffen ein »Polster«, das es uns ermöglicht, einerseits langfristige und somit nachhaltige Programme zu planen und andererseits auf kurzfristige Anfragen aus unseren Partnerregionen spontan zu reagieren.

Bedanken möchten wir uns aber auch für die große Spendenbereitschaft, mit der Sie unsere Projektaufrufe (siehe Grafik oben) unterstützen. Herausragendes Beispiel im Jahr 2007: Für den Kauf des Allrad-Krankenwagens für das Dschungelkrankenhaus Amgaon/Indien gingen 12.807 Euro ein, somit fast 5000 Euro mehr, als vom Krankenhaus erbeten. In solchen und ähnlichen Fällen behalten wir uns vor, die »überschüssigen« Mittel für verwandte Spendenziele einzusetzen. Wir gehen davon aus, dass dies auch im Sinne unserer Spenderinnen und Spender ist. Im Fall des Krankenwagen-Projekts konnten wir mit dem »Überschuss« die allgemeine Arbeit des Krankenhauses Amgaon unterstützen.

Jutta Klimmt

Bochum: Ein guter Tag für Sikenya

Honorarbasis

600 Euro kamen beim letzten »Gutes-Tun-Tag« im ev. Kindergarten in Bochum-Stiepel zusammen. Wie schon in den Jahren zuvor hatte das Erzieherinnen-Team den Eltern angeboten, an einem Adventssamstag gegen ein Entgelt die Kinder zu betreuen. So konnten die Eltern unbeschwert zu ihren Weihnachtseinkäufen aufbrechen, und die Mädchen und Jungen in der Vorschule Sikenya (Sambia), für die der Erlös des Tages bestimmt war, werden sich ein weiteres Mal über die Unterstützung aus Bochum freuen.

2008: Ein Jahr der Mission

Zum 150. Todestag Johannes E. Goßners

In diesem Jahr gibt es Jubiläen zu feiern: bei Johann Heinrich Wichern, Wilhelm Löhe und Johannes E. Goßner. Ein Vergleich der drei bedeutenden Theologen zeigt, wie zukunftsweisend unser Missionsvater ist.

Der Protokollant kam ganz schön ins Schwitzen. Eine übersprudelnde Rede sollte er mitschreiben, gefüllt mit Daten, Fakten und Namen. Er konnte sie nur bruchstückhaft skizzieren. Auf einen solchen Fall war er einfach nicht vorbereitet. Denn normalerweise war abgesprochen, wer reden darf und vor allem, was gesagt wird. Doch diese Rede wurde spontan gehalten. Sie sollte die kirchliche Landschaft verändern. Es war in Wittenberg im Revolutionsjahr 1848. Die Kirchenführer Deutschlands hatten sich versammelt, um zu beraten, was die Antwort auf die Revolution wäre.

Der Mann, der die bewegende Rede hielt, war Johann Heinrich Wichern (1808-1881). Noch heute erinnert am Tagungsort, in der Wittenberger Schlosskirche, eine Tafel an ihn. Wichern hatte 1833 in Hamburg das »Rauhe Haus« als Anstalt »zur Rettung verwahrloster und schwer erziehbarer Kinder« gegründet. Er wusste, wovon er sprach, wenn es um soziale Not ging. In seiner Rede überzeugte Wichern die Kirchenmänner, dass die Innere Mission eine Aufgabe des gesamten Kirchenbundes sein müsse. So kam es zur Gründung des »Centralausschusses für die Innere Mission der deutschen Evangelischen Kirche«.

Zur Arbeit dieses Ausschusses verfasste Wichern eine Denkschrift: Auf dem Gebiet der Familie, des Eigentums und der Arbeit habe »der Geist des Unglaubens um sich gegriffen und infolgedessen die sittliche Entartung.« Die soziale Not ist also für Wichern ein Zeichen für den mangelnden Glauben des christlichen Volkes, dessen Institutionen dem Reich Gottes nicht entsprechen. Demzufolge müsse die Mission, also die Ausbreitung

Johannes E. Goßner (1773 – 1858)

Johann Hinrich Wichern (1808-1881)

des Reiches Gottes, innen, im Lande, ansetzen, um die Notstände zu beheben.

Die Denkschrift und der Centralausschuss gehören zur Geburtsstunde der Diakonie in Deutschland. Da in diesem Jahr der 200. Geburtstag Wicherns begangen wird, wurde vom Diakonischen Werk der EKD ein »Wichern-Jahr« ausgerufen. Es ist aber im Grunde ein »Jahr der Mission«. Denn es gibt noch zwei weitere Jubiläen und zwei weitere wichtige Personen dieser Zeit zu feiern: Wilhelm Löhe und Johann Evangelista Goßner.

Nicht nur Wichern, sondern auch Friedrich Wilhelm Löhe (1808-1872) wurde vor 200 Jahren geboren. Ähnlich wie beim Rektor des Rauhen Hauses hatte sein reiches Wirken einen praktischen Ausgangspunkt: Er war Dorfpfarrer und blieb dies Zeit seines Lebens. Obwohl er früh seine Frau Helene verlor und er als Witwer seine drei verbliebenen Kinder versorgen musste, fand er in seinem Pfarramt in Neuendettelsau Zeit zu publizieren. Sein wohl bedeutendstes Werk sind seine »Drei Bücher von der Kirche«. Am Schluss des Werkes kommt Löhe zu der folgenreichen Einschätzung, dass die Reformation teils vollendet, teils unvollendet sei.

Während der Pietismus meinte, zur Vollendung der Reformation gehöre, das Leben zu reformieren, denkt Löhe: »Die Bedeutung der Lehre ist noch gar nicht völlig begriffen worden.« Die lutherische Kirche »weiß nicht, dass sie einen Freiheitsbrief von Gott hat, seiner Gnade und ihres Glaubens frank und frei zu leben und mit ihrem Reichtum alle Welt glücklich zu machen.« Somit gibt es für Löhe keinen feststellbaren Unterschied zwischen Lehre und Praxis. Sondern die Freude über die Befreiung des Glaubens drängt recht verstanden zur Vollendung in der Tat. Eine solche Tat ist zum Beispiel, dass die Lutheraner »über Land und Meer weg die Bruderhand« reichen, um »mit vollen Händen den Segen über die Welt auszustreuen.«

Friedrich Wilhelm Löhe (1808-1872)

Diese Ausbreitung des Segens geschieht in äußerer Mission und Diakonie. So gründete Löhe ein Missions- und Diasporaseminar in Neuendettelsau, um vor allem auswandernde Handwerker auszubilden, die nach Nordamerika gingen. Die geistliche Betreuung der ausgewanderten Diaspora-Lutheraner lag ihm am Herzen. Neben diese Initiative trat 1853 eine Diakonissenanstalt. Junge Frauen aus schwierigen sozialen Verhältnissen erhielten hier eine Ausbildung, um Notleidenden im eigenen Land zu helfen.

Mit diesem Engagement äußerer und innerer Mission erinnert Löhe an unseren Missionsvater Johann Evangelista Goßner (1773-1858), dessen 150. Todestag wir in diesem Jahr begehen. Um Goßners Werk zu erfassen und zu würdigen, ist es hilfreich, auf den Trauerzug seiner Beerdigung zu blicken. Der Goßner-Biograph Dalton berichtet, zuerst seien dem Sarg drei Missionare aus Ostindien gefolgt, dann die Mitglieder des Kuratoriums des Elisabethkrankenhauses mit einigen Schwestern, dann Lehrer der sieben Goßnerschen Kleinkinderbewahranstalten, darauf die evangelischen Prediger der Stadt und »eine zahllose Menge Leidtragender.«

Am Grabe hielt Generalsuperintendent Carl Büchsel eine bewegende Rede, in der er das Wirken Goßners geistlich aufnahm. Er habe inbrünstig beten können und er habe »zurecht gebetet« das Krankenhaus und die Mission in Indien. Sowohl aus dem Aufbau des Trauerzuges als auch aus der Rede Büchsels erschließt sich, worin das Besondere des Wirkens Goßners besteht: Die »Lieblingstöchter Jesu« der äußeren und inneren Mission gehören als Zwillingsschwestern zusammen. Das diakonische Wirken daheim in

Berlin und die äußere Mission in Indien gehen nicht nur beide auf das Jahr 1836 zurück; sie sind nicht nur in dem Werk dieses Mannes verbunden, sondern sie sind theologisch begründet: Die Mission Gottes ist unteilbar.

Damit zeigt sich auch der zukunftsweisende Unterschied Goßners gegenüber Löhe und Wichern. Wollte Löhe durch das Wirken äußerer und innerer Mission die Segnungen der reformatorischen Lehre verbreiten, vertritt Goßner als ehemaliger katholischer Priester in seinem Werk eine konfessionelle Weite. Sah Wichern angesichts der sozialen Not und geistlichen Verwahrlosung die einzige Lösung in der Errichtung einer Spezialabteilung, meinte Gossner: Das Wirken nach außen und innen gehört in der einen Mission zusammen.

Dies ist gerade heute ein zutiefst aktueller Gedanke. Mit der Errichtung eines Centralausschusses war die bis heute problematisierte Sonderstellung der Diakonie innerhalb/neben der Kirche bereits angelegt. Gewiss hat die Innere Mission und ihr folgend die Diakonie in dieser Sonderrolle auch ihre eigene Wirkmächtigkeit entfaltet. Dennoch empfiehlt das »achte Leuchtfeuer« des Zukunftspapiers der EKD für ein evangelisches Profil, die Diakonie als zentrales Handlungsfeld zu entdecken und Kirche und Diakonie näher aneinander heranzurücken. Im Sinne Goßners gehören Kirche und Diakonie immer schon zu der einen missio.

Schließlich gibt es noch einen Aspekt, in dem das Zusammendenken von äußerer und innerer Mission wegweisend ist. Im Zeitalter der Globalisierung sind die sozialen Probleme innen von den wirtschaftlichen Fragen außen kaum zu lösen. Auch von daher ist naheliegend: Es gibt gar kein außen und innen, weder in der Welt noch in der Mission. Die eine globale Mission Gottes ist eine adäquate Antwort auf die Globalisierung. Außen und innen fließen zusammen im Beten und Tun des Gerechten. Wir sind als Christen »global prayer« und »global lawyer«. So aktuell ist Goßner.

Die Gossner Mission gedenkt ihres Gründers am 30. März, dem 150. Todestag, mit einer Andacht am Grab und einer Veranstaltung im Elisabethkrankenhaus. Infos: www.gossner-mission.de

Im Wichern-Verlag ist ein neues Buch zu J. H. Wichern erschienen:
Uwe Birnstein, Der Erzieher. Wie Johann Hinrich Wichern Kinder und Kirche retten wollte,
ISBN 978-3-88981-232-2

Pfr. Dr. Ulrich Schöntube

Die Armen nicht

Kirche ist gefordert – An

Neue Wege in Emden/Ostfries der Kirche bewegen sich aufei

Es begann mit dem »Emder Ratschlag« im September letzten Jahres. Diese Veranstaltung wurde unter dem Titel »Gute Arbeit für Alle« von der Gossner Mission und dem »Runden Tisch für Soziale Verantwortung« organisiert und durchgeführt. Einer der Teilnehmer war Heins-Dietmar Böök, der sich durch die Diskussionen und die Buchlesung (von Nadja Klinger und Jens König) sehr angesprochen fühlte. In der Folgezeit suchte er nach einer Möglichkeit, regelmäßige Treffen in einem Kirchraum zu veranstalten. Sein Ziel: daraus eine Bürgerbewegung für soziale Gerechtigkeit zu entwickeln.

Fündig wurde Böök in der Johannesgemeinde, dessen Pastor Wolfgang Sohnius ein Freund der Gossner Mission ist. Die Johannesgemeinde grenzt unmittelbar an das Emder Job-Center. Gemeinsam mit Michael Schaper, dem Berufsschulpfarrer und Gossner-Kurator, wurde die Idee vorweihnachtlicher Adventsandachten unter dem Motto »Advent: Wir erwarten Gerechtigkeit« geboren und in die Tat umgesetzt.

Zwar kam es in Emden noch nicht zur Entstehung einer breiten Bewegung. Aber schon die erste Adventsandacht setzte ein ermutigendes Zeichen, vor allem, weil neben den Angehörigen der »Kerngemeinde« eine

übersehen

dachten für Gerechtigkeit

land: Engagierte Betroffene außerhalb der Kirche und betroffene Engagierte innerhalb
nander zu. Das war im Advent so und soll in der Passionszeit wieder so sein.

»Licht in der Finsternis«: So lautet der Titel der Bilderserie des Künstlers Walter Habdank.

beträchtliche Anzahl kirchenfremder Menschen aus dem Kreis der in Emden aktiven, sozial engagierten Gruppen und Organisationen den Schritt über die Schwelle des Gotteshauses taten.

Im Zentrum der Andacht stand die Betrachtung von Holzschnitten zum Thema »Licht in der Finsternis« von Walter Habdank. Anstelle einer Ansprache gab es den Austausch in kleinen Gruppen und das schriftlich-meditative Sammeln der Gedanken.

Vor allem die kirchenfernen Besucher fühlten sich von dieser Art der Sammlung sehr angesprochen. Zeigte sich darin doch, wie einer der Besucher sich ausdrückte, wie wichtig es sein kann, aus den aktiven Alltagsbezügen herauszutreten, geistliche Gemeinschaft zu spüren und sich davon ansprechen zu lassen. Engagierte Betroffene außerhalb der Kirche und betroffene Engagierte innerhalb der Kirche bewegen sich aufeinander zu, so könnte man die Emder Adventsandachten verstehen.

Kürzlich stellte eine Untersuchung des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD fest, dass es in den Kirchengemeinden eine »weiche Apartheid« zwischen den Wohlhabenden und den Armen gibt, die sich unter anderem darin ausdrückt, dass man zwar bereit ist, armen Menschen etwas zu geben, »Jesu Tischgemeinschaft mit den Armen« jedoch scheut. Verantwortlich dafür seien die unübersehbaren Milieugrenzen, die in der Regel auf beiden Seiten existieren. Warum sollten Kirchengemeinden sich dann von sich aus darum bemühen, diese Milieugrenzen aktiv zu überschreiten?

»Die Option für die Armen durch Bekämpfung und Verringerung von Armut ist in allererster Linie geboten um der Armen willen. Aber sie ist auch notwendig um der Kirche willen«, heißt es in der Denkschrift der EKD »Gerechte Teilhabe«. »Denn für eine Kirche, die sich an zentralen biblischen Traditionen orientiert, ist der Einsatz für Arme und der Kampf gegen Armutsstrukturen keine Ermessenssache, keine Aufgabe, die sie nach Belieben annehmen oder unterlassen kann. Eine Kirche, die die Armen übersieht und nicht an der Seite der Armen steht, die sich nicht mehr den Armen öffnet oder ihnen gar Teilhabemöglichkeiten verwehrt, ist – bei allem möglichen äußeren Erfolg und der Anerkennung in der Gesellschaft – nicht die Kirche Jesu Christi.«

Die Pfarrer Sohnius und Schaper wollen die im Advent begonnenen »Andachten für Gerechtigkeit« in der Passionszeit wieder aufnehmen.

Die Untersuchung des Sozialwissenschaftlichen Instituts ist als epd-dokumentation, Heft 34/2007, erhältlich; die Denkschrift »Gerechte Teilhabe« in den Buchhandlungen (5 Euro).

Michael Sturm, Referent für gesellschaftsbezogene Dienste

Den Grundstein für Amgaon gelegt

Zum 100. Geburtstag des Missionars Johannes Klimkeit

Vor einhundert Jahren – am 29. April 1908 – wurde Johannes Klimkeit geboren, späterer Gossner-Missionar und Pfarrer in Westfalen. Klimkeits Lebensdaten sind verbunden mit missionsgeschichtlich bedeutsamen Ereignissen der Gossner Mission in Indien und in Deutschland.

Als Johannes Klimkeit sein Lehrvikariat in Ranchi 1938 beendete, hatte er zwei Monate zuvor mit seiner Frau Renate Hochzeit in Indien gefeiert. Im April 1938 trat der gelernte Maurer und an Missionsseminaren ausgebildete Klimkeit seinen Dienst in Kinkel (Chotanagpur) zwischen Adivasi-Völkern unterschiedlicher Herkunft und Sprache an.

Mit der Begegnung verschiedener Kulturen und Sprachen hatte Klimkeit Erfahrung. Er war gebürtiger Memelländer mit lettischem Pass. Seine Frau kam aus Ostpreußen und war Patentochter des Gossner-Direktors Hans Lokies, einem Litauer.

In Indien musste die Gossner Kirche, die aus der Missionsarbeit der Gossner Mission entstanden und seit 1919 selbstständig war, mittlerweile um ihre Einheit kämpfen. Denn sie wurde von der nationalen Befreiungsbewegung Indiens umworben. Die Gemeinschaft der Adivasi-Völker Oraon und Munda in der Kirche drohte darüber zu zerbrechen.

Der Vergleich mit der Situation der Gossner Mission in Berlin drängt sich auf, die sich in Nazi-Deutschland von der nationalen Bewegung der »Deutschen Christen« abgegrenzt hatte. In dieser schwierigen Zeit war die Entsendung Klimkeits ein theologisches und politisches Wagnis. Missionsinspektor Stosch empfahl ihm bei der Entsendung: Erstens: Missionar ist einer, der auf Gottes Stunde achtet; Geduld gehört zur Ausrüstung des Missionars. Zweitens: Ein Missionar weiß: Ich bin nicht euer Führer, nicht euer Heiland, nicht der erwartete König. Drittens: Ein Missionar hat erkannt: Weil Christus unter uns wachsen soll, müssen wir abnehmen. »Gott bewahre euch vor dem unseligen Großwerden«, sagte Stosch ergänzend.

Die Zionskirche von Kinkel auf einer alten kolorierten Postkarte.

Klimkeit beendet in Ranchi erfolgreich sein Sprach- und Probejahr. Das junge Paar wird nach Kinkel entsendet, in eine Hochburg der Auseinandersetzungen um die Einheit von Mission – Kirche – Volk – Nation, von »Muttermission« und »Tochterkirche«. Stosch schreibt über den Beginn: Klimkeit ... ist Ilaka-Chairman (geschäftsführender Pfarrer bzw. Superintendent). Die (einheimischen) Pastoren des Kirchenkreises sind ihm unterstellt. Auch für die Mission in Jaspur haben wir ihm gleich die Leitung übergeben. Ich habe Klimkeit gesagt, ich hoffe, er wisse um seine Unerfahrenheit und werde Rat einholen von den Pastoren, die schon länger in der Arbeit ständen. Diese Pastoren habe ich nach der Konferenz einzeln zu mir gebeten und habe sie für dieses nicht ganz leichte Verhältnis zu dem jungen Saheb vorbereitet. Der tüchtige Pastor Laurentius, der in Jaspur arbeitet, sagte mir auf die Bitte, er möge Klimkeit schön in sein Amt einführen und ihm die Leitung lassen: »Das ist doch ganz selbstverständlich!« Das kam ihm von Herzen.«

Außer Klimkeit gehören zum Kreis der von Stosch erwähnten deutschen Mitarbeiter in Indien: Radsick (Assam), Kerschies (Theol. Seminar), Dr. Wolff (High School), Schulze (Gangpur). Nicht erwähnt sind Borutta und Jellinghaus, die 1938 ausgesendet werden. Mit prophetischer Kraft ruft Direktor Hans Lokies 1938 ihnen zu: »Unsere Mis-

Johannes Klimkeit mit seiner Braut Renate.

sionskirche ... ist eine Kirche zwischen Ostern und Pfingsten .... Darum ist unser vornehmstes Gebetsanliegen: Komm, Heiliger Geist, erfülle die Herzen deiner Gläubigen, und entzünde in ihnen das Feuer deiner göttlichen Liebe.«

Zunächst aber brennt die Kriegsfackel des Zweiten Weltkriegs. Stosch muss als Kirchenpräsident in Indien abdanken. Als Nachfolger wird Joel Lakra gewählt, ein Adivasi vom Volk der Oraon und leidenschaftlicher Führer für mehr Selbstbestimmung der Gossner Kirche. Klimkeit wird vorerst wieder nach Ranchi beordert und kommt 1940 ins britische Internierungslager. Er treibt zielgerichtete Studien für das 2. Theologische Examen, das er im Jahr 1945 ablegt. Von 1946 bis 1949 finden wir ihn in Rajgangpur, danach als Dozent für Religionsgeschichte, Kirchengeschichte und Altes Testament am College in Ranchi.

Von hier aus plant er 1953 mit Schwester Ilse Martin den Aufbau des Urwaldhospitals Amgaon. Er begleitet noch Direktor Lokies durch die Gossner Kirche und tritt 1954 mit seiner tropenkranken Frau und den vier Kindern die Heimreise an.

Klimkeit bewirbt sich nach seiner Rückkehr aus Indien bei der Evangelischen Kirche von Westfalen. Er erhält Pfarrstellen in Espelkamp, Lübbecke und Lade. Als Sach- und Sprachkenner reist er 1958 mit Hans Lokies wieder nach Indien, um den erneuten Kirchenstreit zu schlichten. Klimkeit, der zuletzt in Bad Eilsen wohnt, stirbt am 9. März 1977.

Das Jahr des Hinscheidens von Johannes Klimkeit wurde ein Jahr der Entscheidung auch für die Gossner Kirche. 1977 konstituierte sich mit einer bischöflichen Verfassung eine »Nordwest-Gossner Ev.-Luth. Kirche«. Die Spaltung der Gossner Kirche hält bis heute an. Deuten wir sie als Schwächung und Zersplitterung der Gossner-Gemeinschaft oder wollen sich Wachstum und Vielfalt in Gottes Mission darin zum Ausdruck bringen?

Ein Wort aus dem Festvortrag von 1936 von Missionsinspektor Stosch soll zu Johannes Klimkeits 100. Geburtstag in Erinnerung gebracht werden: »Unser Interesse an der Geschichte ist unser Interesse am Lebenden. Wir wollen die Vergangenheit der Gossner Mission kennen lernen ... weil wir aus der Erkenntnis ihrer Vergangenheit Standhaftigkeit, Mut und Weisung für die Zukunft zu schöpfen hoffen«.

Dr. Klaus Roeber, Geschichtsexperte und Beauftragter des Projekts »Gossner-Erbe«

Würde, was ist das?

Zu unserem Jahresthema 2007/2008

WÜRDEnträger – so lautet unser Jahresthema. Der Begriff Würde: Alles, was die Gossner Mission gemeinsam mit ihren Spendern verwirklicht, scheint der Entfaltung der menschlichen Würde zu dienen. »Würde« ist also ein Begriff für alles? Das wäre wohl zu allgemein.

»Die Würde des Menschen ist unantastbar.« So heißt es ganz am Anfang im Grundgesetz. Der Satz ist wie eine Überschrift. Weil wir Menschen eine Würde haben, dürfen wir einen Anspruch auf Freiheit, Gleichheit und auf eine gerechte Teilhabe an den Gütern der Gesellschaft haben. Die Grundrechte, auf die wir uns verfassungsgemäß berufen dürfen, werden durch die Würde begründet. Sie wird vorausgesetzt und als etwas bereits Vorgefundenes angeführt.

Was aber begründet die Würde, oder warum haben Menschen eine Würde? Darüber schweigen die Rechtstexte, die doch so sicher ein gemeinsames Verständnis der Würde voraussetzen. Sie schweigen nicht ohne Grund. Denn die Begründung der Würde ist eine Frage des Menschen- und Weltbildes. Und dies darf die Verfassung nicht vorschreiben.

Der christliche Glaube ist jedoch frei, die Würde zu begründen. Im kirchlichen Bereich ist es gemeinhin seit Ambrosius üblich, die besondere Würde des Menschen mit seiner göttlichen Ebenbildlichkeit zu begründen: Menschen haben eine Würde, weil sie von Gott zu seinem Bilde geschaffen sind. Würdenträger sind also alle Menschen, weil sie das Antlitz Gottes von der Schöpfung her in sich tragen.

Mit ihren Programmen hilft die Gossner Mission aktiv Menschen, so dass ihre gottebenbildliche Würde sichtbar werden kann. Sie erlangen mit der aktiven Entfaltung ihrer Würde die Fähigkeit, Freiheit, Gerechtigkeit und die Teilhabe von Gütern in einer Gemeinschaft zu leben – deshalb »Empowerment«, Training, Qualifizierung, Gemeinschaftsbildung und all das, was in unserer letzten Ausgabe zum Jahresthema zu lesen war.

Doch geht das so einfach, kann man überhaupt als Mensch der Schöpfung etwas hinzufügen, aktiv Würde zur Entfaltung bringen, wenn sie schon immer da ist? Also noch einmal: Was ist Würde, und was begründet sie? Über die Schöpfung hinaus gibt es noch zwei weitere Möglichkeiten, die Würde des Menschen zu begründen, die wir als Christen nicht zu verschweigen brauchen.

Wir tragen als Christen den Namen des menschgewordenen Gottes. Christus kommt als bedürftiges Kind auf die Welt, nämlich ganz symbolisch im Stall. Er erleidet Ablehnung, Denunziation, Schmach und schließlich einen qualvollen Tod. Sein Leben zeigt, dass Gott gegenwärtig ist, wo immer Menschen im Stall leben, Menschen leiden, wenn Kinder in unmenschlichen Bedingungen geboren werden und leben

müssen, wenn Menschen verfolgt und ausgegrenzt werden. Würdig sind also Menschen, weil Gott in ihrem Leben und Leiden gegenwärtig ist, wie er mit diesem einen Menschen war, dessen Namen wir tragen.

Wir tragen als Christen den Namen des Auferstandenen. Nach dem Ende am Kreuz bezeugten Menschen, dass Christus auferstanden ist. Damit ist ein Grund der Hoffnung gelegt, dass die leidvollen Bedingungen, unter denen wir leben, das Kreuz unseres Daseins, eben nicht alles ist. Wir dürfen Hoffnung auf das künftige Reich haben und sind damit gerettet »auf Hoffnung hin«. Würdig sind also Menschen, weil sie künftige Bürger des Reiches Gottes sind.

Aus diesen beiden Begründungen folgt nun zwangsläufig, dass wir nichts hinzufügen können, damit Menschen zur Entfaltung ihrer Würde kommen. Gott würdigt uns, indem Christus Mensch wird, und indem durch sie er an unsere Seite tritt. Würdenträger sind also Menschen, in denen Christus als Menschgewordener und Leidender gegenwärtig ist, und Würdenträger sind Bürger seines himmlischen Reiches. Das heißt nun aber im Grunde, dass wir uns als Menschen durch und durch passiv begreifen, wenn wir von Würde sprechen. Wenn uns Würdenträger begegnen und wir mit ihnen auf dem Weg sind, werden wir Empfangende im spirituellen Sinn. Wir werden sensibel für das Leid, aufmerksam und angerührt.

»Wer in Gott eintaucht, taucht neben dem Armen auf«, sagt der französische Bischof Jaques Gaillot. In der achtsamen Begegnung mit Würdenträgern lassen wir uns von Christus anrühren und werden von ihm gefunden. Das stimmt ganz und gar mit dem Ansatz Gossners überein, der in den leidenden Kindern der Stadt und der Welt Christus erkannte. In dieser Begegnung sind wir auch im Sinne der zweiten Begründung Empfangende. Denn wenn uns Christus begegnet, treffen wir auf den Auferstandenen, der uns die Hoffnung auf das kommende Reich schenkt. Damit empfangen wir in der Weggemeinschaft mit den Würdenträgern beides, die Aufmerksamkeit für die Gegenwart Christi und die Hoffnung auf sein kommendes Reich.

Erst weil wir angerührt und auf Hoffnung gewiesen werden, treten wir nach menschlichem Ermessen für eine Gemeinschaft ein, in der Freiheit, Gleichheit und gerechte Teilhabe gelebt werden. Denn in der Weggemeinschaft mit den Würdenträgern begegnet uns Christus. »Die Würde ist unantastbar.«

Unser Jahresthema 2007/2008: In Würde leben. Ihre Spende hilft dabei.
Spendenkonto:
Gossner Mission
EDG Kiel, BLZ 210 602 37
Konto 139 300.
Kennwort:
WÜRDEnträger

Pfr. Dr. Ulrich Schöntube

Personen

Direktor übernimmt Asienreferat von Bernd Krause

Das Asienreferat der Gossner Mission mit den Arbeitsbereichen Indien und Nepal hat zu Jahresbeginn der Direktor der Gossner Mission, Pfr. Dr. Ulrich Schöntube, übernommen. Bernd Krause, langjähriger Asienreferent der Gossner Mission, war Ende 2006 in den Ruhestand gegangen. Im Epiphanias-Gottesdienst in Berlin-Neukölln wurde er offiziell verabschiedet. Während des anschließenden Empfangs bedankten sich u. a. der Vorsitzende des Kuratoriums, Harald Lehmann, der Vorsitzende des Indien-Ausschusses, Wolf-

Dieter Schmelter, Ernst Gottfried Buntrock vom Indien-Arbeitskreis Berlin-Brandenburg, Wolfgang Zarth vom Nepalteam Hamburg und zahlreiche weitere Weggefährten für Krauses 30-jähriges Engagement bei der Gossner Mission.

Bischof Siatwinda im Alter von 68 Jahren verstorben

An den Folgen eines Schlaganfalls starb im November der sambische Bischof Alexander Siatwinda. Die Gossner Mission nimmt Abschied von einem glaubwürdigen Christen, dessen freundliches Wesen und fröhliches Lachen auf viele prägend wirkte. Siatwinda wurde 1939 im Gwembetal geboren. Er begann sein Berufsleben als Maurer bei der Methodistenkirche in Choma, verspürte bald aber den Wunsch, Theologie zu studieren. 1970 wurde er Pfarrer in seiner Heimat, somit im Arbeitsgebiet der Gossner Mission. Die Krönung seiner Laufbahn war die Wahl zum Synod-Bischof der Vereinigten Kirche von Sambia (UCZ) 1996. Im Jahr 2000 wurde er in den Ruhestand versetzt, doch im selben Jahr rief ihn die Methodistenkirche Englands, um in Halifax und danach in Nottingham eine Gemeinde zu leiten. 2005 kehrte er nach Sambia zurück, übernahm aber zwei Jahre später für die „Christliche Sambiahilfe“ ein Wohnbauprojekt für die UCZ.

Tipps und Treffs

Zum Todestag: Gedenken am Grab und in Gemeinden

Am Sonntag, 30. März, jährt sich zum 150. Mal der Todestag unseres Missionsgründers Johannes E. Gossner. Diesen Tag begeht die Gossner Mission in Berlin mit einem Gedenken am Grab Gossners. Anschließend wird ein Empfang im von Gossner gegründeten Elisabeth-Krankenhaus stattfinden. Festredner ist Prof. Franz Segbers vom Diakonischen Werk in Hessen und Nassau. Auch in Emden in Ostfriesland ist ein Gedenkgottesdienst geplant: am 30.3., um 10 Uhr in der Martin-Luther-Kirche. Weitere Kirchengemeinden, die an diesem Sonntag des Wirkens Gossners gedenken wollen, finden Erläuterungen und Predigthilfen auf unserer Homepage.

www.gossner-mission.de

Freundeskreis bereitet Kirchentag in Ostfriesland vor

Zu seiner Frühjahrsitzung kommt der Ostfriesische Freundeskreis der Gossner Mission am Freitag, 29. Februar, um 15.30 Uhr im Gemeindehaus in Wiesmoor zusammen. Auf der Tagesordnung steht u.a. die Vorbereitung des Ostfriesischen Kirchentags, der vom 4. bis 6. Juli in Norden stattfinden wird. Daran beteiligen will sich gemeinsam mit dem Freundeskreis das Gossner-Team aus Berlin. Geplant sind bislang eine Gesprächsrunde mit ökumenischen Gästen aus Indien, Infotisch und die Präsentation der Hazaribagh-Ausstellung in den Räumen des Weiterbildungszentrums Norden. Zur Sitzung des Ostfriesischen Freundeskreis sind alle Interessierten willkommen.

www.okt-2008.de

Jahresbericht 2007 jetzt anfordern

Neue Herausforderungen für die indische Gossner Kirche, Schul-

und Brunnenbauprojekte in Sambia, Engagement an der Seite von Hartz IV-Empfängern in Deutschland, Partnersuche in Nepal – das waren u. a. die Themen, die die Gossner Mission 2007 bewegten. Nachzulesen in unserem Jahresbericht 2007, der gerade erschienen ist. Sie können ihn gegen eine Portogebühr bei uns anfordern.

Tel. (0 30) 2 43 44 57 50 oder unter: alice.strittmatter@gossner-mission.de

Neue Gossner-Homepage: aktuell, bunt, peppig

Möchten Sie die Gossner-Neuigkeiten schnell und aktuell erfahren? Möchten Sie Peter Röhrigs Notizen aus Sambia regelmäßig lesen? Und mit einem Blick über die politische Situation in Nepal informiert sein? Dann werfen Sie doch einen Blick auf unsere Homepage, die sich ab dem 15. März in einem neuen Kleid präsentiert. Aktueller, übersichtlicher, peppiger: Das ist unsere neue Website!

www.gossner-mission.de

Wassertag, Briefmarke und Gäste aus Sambia

Ihr 1000-jähriges Bestehen feiert in diesem Jahr die Dorfkirche in Bochum-Stiepel. Zu den ganzjährig stattfindenden Veranstaltungen gehört u. a. der »Wassertag« am 17. Mai, zu dem auch Gäste aus unseren Projekten in Sambia erwartet werden. Zum

Jubiläum hat die Deutsche Post übrigens eine Sonderbriefmarke im Wert von 145 Cent herausgegeben.

www.dorfkirche-bochum-stiepel.de

Riss zwischen Ost und West entgegenwirken

Mit der Übergabe der dritten Ausgabe des »Jahrbuchs Gerechtigkeit« an Bundestagsvizepräsident Wolfgang Thierse hat der kirchliche Herausgeberkreis, zu dem auch die Gossner Mission gehört, auf die dringende Notwendigkeit hingewiesen, mit neuen Initiativen der wachsenden Ungleichheit zwischen beiden Teilen Deutschlands entgegenzuwirken. Der Riss zwischen West- und Ostdeutschland sei auch siebzehn Jahre nach der Wiedervereinigung längst nicht beseitigt, sondern werde sogar wieder breiter, betonte Klaus Heidel. »Nur wenige Regionen zählen zu den Gewinnern, viele verstehen sich sehr deutlich als

Verlierer«, so der Sprecher des Herausgeberkreises, zu dem 31 Kirchen, kirchliche Werke, Dienste und Organisationen zählen.

Zerrissenes Land. Perspektiven der deutschen Einheit. Jahrbuch Gerechtigkeit III. Verlag Publik-Forum. 13,90 EUR. (ISBN: 978-3-88095-163-1)

Impressum

Die Zeitschrift »Gossner Mission Information« erscheint viermal pro Jahr.
Auflage: 6000 Exemplare.
Redaktion:
Jutta Klimmt
Layout:
Jutta Klimmt, Henrik Weinhold
Satz:
Henrik Weinhold
www.webundprint.com
Gesamtherstellung:
Digital Media Production, 12435 Berlin
Herausgeber:
Gossner Mission
Georgenkirchstr. 69-70
10249 Berlin
Tel.: (0 30) 2 43 44 57 50
Fax: (0 30) 2 43 44 57 52
e-mail: mail@gossner-mission.de
Internet: www.gossner-mission.de
Bankverbindung:
EDG Kiel (Filiale Berlin)
BLZ 210 602 37, Konto 139 300
Fotos:
Arnold, Gunhild: Seite 19 (1)
Friederici, Dorothea: Seite 10
Klimmt, Jutta: Seite 1, 16-18, 20
Lakra, Cyril, Seite 6-7
Mavromatis, Johanna: Seite 13
Röhrig, Peter: Seite 12, 14-15
Schöntube, Ulrich: Seite 8
Strittmatter, Alice: Seite 31 (1)
und Archiv der Gossner Mission.
Wir bedanken uns bei »Mission Eine Welt« und bei »Die Arche« für die Fotos auf den Seiten 23 bzw. 32.

A 4990 F
Gossner Mission
Georgenkirchstr. 69-70
10249 Berlin

Menschen Mut machen

Die Gossner Mission arbeitet mit Gruppen arbeitsloser und armer Menschen zusammen, die sich in ihrer Situation nicht einfach einrichten wollen, sondern den Kontakt zu anderen suchen, sich austauschen wollen, um Mut zu schöpfen, und dabei lernen können, sich für ihre eigenen Belange selbstständig und solidarisch einzusetzen.

Dazu braucht es häufig eine Anschubfinanzierung: für einen Telefonanschluss, für Veröffentlichungsmaterial, für die Druckkosten oder die Anmietung eines Raumes.

Eine Hilfe zur Selbsthilfe für diese Gruppen kann einen wesentlichen Beitrag leisten, dass arbeitslose und arme Menschen zu einer größeren Teilhabe am gesellschaftlichen Leben gelangen.

Die Gossner Mission bittet Sie, mit Ihrer Spende zu diesem wichtigen gesellschaftlichen Anliegen beizutragen. Mit 5000 Euro insgesamt wollen wir verschiedene Gruppen in Deutschland unterstützen. Wir bitten Sie: Helfen Sie mit.

Unser Spendenkonto:
Gossner Mission
EDG Kiel
BLZ 210 602 37
Konto 139 300
Kennwort: Deutschlandarbeit